



**Wir möchten Ihnen  
gerne**

**Push-Nachrichten  
senden.**

Benachrichtigungen können jederzeit  
in  
den Browsereinstellungen deakti-  
viert werden.

Mec

**Fä  
gramme ausbauen**

Verbieten

Zulassen

**ventionspro-**

Freitag, 29. April 2022



/altanaka, stock.adobe.com

Wien – Das Spektrum gesundheitlicher und ökonomischer Auswirkungen elterlicher psychischer Erkrankungen auf ihren Nachwuchs ist breit und stützt die Notwendigkeit einer gezielten Präventionsarbeit mit familienorientierten Interventionsprogrammen.

Epidemiologischen Daten zufolge leben allein in Österreich etwa 250.000 psychisch erkrankte Eltern mit minderjährigen Kindern, so dass etwa jedes 4. Kind punktuell oder längerfristig mit einem psychisch erkrankten Elternteil aufwächst.

Das Austrian Institute for Health Technology Assessment (AIHTA) analysierte in einer systematischen Übersichtsarbeit die gesellschaftlichen und gesundheitsökonomischen Dimensionen psychischer Erkrankungen in Familien und schlägt Lösungsansätze vor, um familienorientierte Interventionsprogramme für Kinder und Jugendliche aus psychisch belasteten Familien zu verbessern.

Die Auswirkungen von möglichen kurzfristigen und langfristigen Folgen für Kinder und Jugendliche in solchen Familienkonstellationen ist breit. Eine Auswertung von insgesamt 39 Studien hat gezeigt, dass Kinder und Jugendliche, die von einem Elternteil mit einer diagnostizierten psychischen Erkrankung betreut werden, potenziell höhere Risiken für gesundheitliche Probleme (u.a. Depressionen, Verhaltensauffälligkeiten (z.B. aggressives Verhalten), schlechte Zahngesundheit) und weitere negative Folgen aufweisen, zum Beispiel hinsichtlich ungesunder Ernährungsgewohnheiten, Ausfälle in der Schule und schlechtere schulische Leistungen.

Schlechtere schulische Leistungen können Auswirkungen bis ins Erwachsenenalter haben und zu erhöhten Risiken für Arbeitslosigkeit führen oder zu prekären Berufssituationen bis hin zu kriminellen Delikten führen, geben die Studienautoren zu bedenken.

Der Bericht unterstreicht das breite Spektrum ökonomischer Auswirkungen elterlicher psychischer Erkrankungen und die Notwendigkeit, diese Auswirkungen durch gezielte Prävention entgegenzusteuern.

„Auch wenn nicht alle Kinder betroffen sind, führen diese potenziellen Auswirkungen in der Summe zu umfassenden gesellschaftlichen Kosten, wie etwa zu einem erhöhten Bedarf an psychosozialer und psychiatrischer Versorgung oder anderer medizinischer Leistungen“, sagte Erstautor des AIHTA-Berichts Christoph Strohmaier, wissenschaftlicher Mitarbeiter am LBI-HTA in Wien.

Eine Möglichkeit, den generationenübergreifenden Kreislauf psychischer Erkrankungen zu durchbrechen und negative Folgen abzumildern oder gar zu verhindern, sind familienorientierte Interventionsprogramme mit sozialen Unterstützungssystemen.

Diese Programme verfolgen einen präventiven Ansatz und gehen über klassische Therapieformen wie der psychotherapeutischen Verhaltenstherapie hinaus, da sie Personen aus unterschiedlichen Professionen einbinden und eine

breitere Vielfalt an Maßnahmen bieten (z.B. Unterstützung durch Peers, Psycho-Edukation usw.).

Jedoch werden familienorientierte Interventionsprogramme mit sozialen Unterstützungssystemen noch zu wenig angeboten. „Gezielte Unterstützung betroffener Familien existiert nur punktuell. Die Kinder und ihre Bedürfnisse werden oft nicht wahrgenommen – erst wenn die Probleme akut werden, entsteht Aufmerksamkeit“, kritisierte Ingrid Zechmeister-Koss, die den Bereich Gesundheitsökonomie und Versorgungsforschung am AIHTA leitet.

Geeignete Interventionen könnten jedoch einen Beitrag leisten, das Wissen zur psychischen Erkrankung des Elternteils zu erhöhen und die Fähigkeit, verschiedene Unterstützungsangebote bei Bedarf in Anspruch zu nehmen.

„Die Kinder verfügen häufig nur über ein sehr begrenztes Wissen zur elterlichen Erkrankung, in vielen Familien wird darüber nicht gesprochen. Das führt zu Verunsicherung und Schuldgefühlen“, berichtete Zechmeister-Koss. Ein weiteres Ziel ist es, Verhaltensalternativen aufzuzeigen, indem die Kinder und vor allem auch die Eltern beispielsweise lernen, aktiv nach Hilfe zu fragen. Schließlich soll es auch zu Änderungen auf der emotionalen Ebene kommen und das Selbstwertgefühl der Kinder gestärkt werden.

In den letzten Jahren gibt es immer mehr Belege dafür, dass familienorientierte komplexe Interventionen signifikante präventive und therapeutische Erfolge auf die Gesundheit der Kinder und Jugendliche haben, so das Fazit der Studienautoren. Beispiele für familienorientierte Interventionen im deutschsprachigen Raum sind beispielsweise das „[Village Projekt](#)“ in Österreich oder das Programm „Nicht von schlechten Eltern“ (NischE) in Deutschland.

© [cw/aerzteblatt.de](http://cw/aerzteblatt.de)

---

Alle Rechte vorbehalten. [www.aerzteblatt.de](http://www.aerzteblatt.de)